

Arius (etwa 260 - 335):

## Der Sohn ist Gottes Geschöpf!

Das Neue Testament ist seit 200 Jahren geschrieben: Markus, Matthäus und Lukas schildern Christus ganz im Lichte der Auferstehung, haben aber zugleich ganz konkrete Begebnisse aus dem Leben Jesu notiert, die sie wohl von Augenzeugen in Erfahrung gebracht haben. Paulus hat seine Briefe in der Vollmacht seines Bekehrungserlebnisses vor Damaskus geschrieben, als er vom Saulus zum Paulus berufen wurde. Das Johannes-Evangelium setzt einen ganz anderen Schwerpunkt: Es zeichnet Christus von Weihnachten her, von der Menschwerdung Gottes, von der Konkretisierung des göttlichen Wortes - Logos - in einem Menschen: Das Wort ward Fleisch!

Damit ist die Grenze überschritten, Zeugenaussagen über Jesu Leben, Sterben und Auferstehung zu notieren. Im Johannes-Evangelium wird interpretiert, wird auch der Versuch unternommen, religiöses Erleben in philosophische Terminologie zu übertragen.

Denn den Logos, der bei Johannes zum zentralen Begriff wird, holt dieser Evangelist aus der griechischen Philosophie. Dort hat dieses Wort eine große Tradition, durchzieht im Grund genommen das gesamte griechische Denken. Im Logos sammelt sich nach der Philosophenschule der Stoa die ganze Weltvernunft. Der jüdische Religionsphilosoph Philo von Alexandrien nimmt diese Sicht auf, wenn er den Logos als das offenbarende Wort von Gott zum Menschen skizziert.

Die Kräfte, die Johannes mit der Einführung des Logos-Begriffs in der Bibel freisetzen will, ruhen zunächst, weil nämlich der jüdisch-palästinensische Bereich, in dem die junge Kirche in ihrer ersten Phase nach Stärkung sucht, mit dem Logos-Begriff nicht so recht etwas anfangen kann.

Erst als die christliche Mission über diesen ursprünglichen Bereich hinaus tätig wird und in den griechisch denkenden Raum eindringt, tut sich eine ganz besondere Schwierigkeit auf. Im griechischen Denken ist nämlich kein Raum für eine von Gott geoffenbarte Wahrheit. Wahrheit ist für das griechische Denken, das ja mangels eigener Kompetenz auch von den Römern übernommen worden war, eine metaphysische Größe. Metaphysisch sogar in dem Sinne, dass sich der Wahrheit sogar die Götter des Olymp zu beugen haben.

Logos - darin schwingt das heutige Wort „Logik“ mit. Schon die wörtliche Übersetzung aus dem Griechischen ist schillernd: Erzählung, Nachricht, Wort, Zahl, Verhältnis, Maß, Proportion. Logos steht für wissenschaftliches Denken, ist Mathematik, bewegt sich in These und Antithese. Noch bei dem Dichter Sophokles (496 – 406 v. Chr.) rennt jeder Mensch ins Verderben, der über dem eigenen Logos die Götter vergisst. Die Ödipus-Trilogie zeigt das sehr eindrucksvoll. Doch die Schule der Stoa, die das Denken vom dritten vor- bis ins zweite nachchristliche Jahrhundert bestimmt, kommt ohne Gott aus, verabsolutiert den Logos als Weltvernunft. Dieses Denksystem zeichnet die Welt als den Makro- und den Menschen als den Mikrokosmos, lässt den Logos über die Naturkräfte wachen und sieht in ihm eine Möglichkeit, alle Phänomene – Wahrnehmungen – denkend zu durchdringen. Sie stören im Grunde genommen die Kreise des reinen Denkens: „Störe meine Kreise nicht“, rief Archimedes jenem römischen Soldaten zu, der 212 v. Chr. bei der Eroberung von Syrakus in seinen Garten drang. Bekanntlich hatte der Römer kein Verständnis für das nachdenkliche Aufzeichnen von Figuren im Sand und stach den Gelehrten nieder. Sinnliche Wahrnehmungen stören im Grunde genommen die Kreise des reinen Denkens, und deshalb ist für den Stoiker der Freitod keine klägliche Möglichkeit, sich den Widrigkeiten dieser Welt zu entziehen, sondern eine Chance, dem reinen Denken näher zu kommen. Stoa - das ist sozusagen die

Aufklärung in der griechischen Klassik, der Scheideweg zwischen ontologischem Schein und metaphysischem Sein.

In dieses Denken nun passt eine göttliche Offenbarung schlecht hinein, und der Gedanke, dass ein Gott dem Menschen die Selbsterlösung aus der Hand nehmen könnte, ist dem griechischen Denker fremd. Er darf das auch gar nicht im Ernst wollen, denn ein solcher Glaube würde ja die Freiheit des eigenen Geistes ernsthaft in Frage stellen.

Mit genau dieser Frage haben die ersten christlichen Missionare im griechisch denkenden Raum ihre ganz großen Schwierigkeiten. „Ohne den johanneischen Satz ‚En archä än ho logos‘ – ‚Im Anfang war das Wort‘ – gäbe es trotz Paulus wahrscheinlich keine christliche Theologie, wie es trotz Philo keine jüdische gibt“, schreibt der Dogmengeschichtler Ernst Fuchs. Aber dass Christen das Wort Logos im Munde führen, macht die Griechen neugierig, und die Gleichung Logos = Gott empfinden sie geradezu als ein Abenteuer fürs Denken. Man reibt sich daran und fragt zugleich kritisch an, wie denn ein Mensch namens Christus zugleich Gott sein könne.

Gewiss: Es ist die Zeit der römischen Kaiser, die ja für sich persönlich in einem Anfall von Wahn als Menschen göttliche Verehrung für sich in Anspruch nehmen. Aber darüber wird hinter vorgehaltener Hand in aufgeklärten Kreisen gelächelt. Diese Gott-Mensch-Gleichung ist nicht das, was die Christen im Marschgepäck haben. Die Fragen zwingen die Missionare, die Einheit Gottes neu zu überdenken.

Sie können dabei schon auf die Bibel verweisen, denn darin steht etwas von der Gottessohnschaft. Die junge Christenheit hat darin kein eigentliches Problem gesehen: Man weiß sich auf dem Boden jüdischer Tradition, die einerseits am Monotheismus festhält und andererseits auf den Messias wartet. In Christus hat sich der Messias eingestellt und zugleich als Sohn Gottes zu erkennen gegeben. Vater und Sohn als Einheit – und schon ist der Monotheismus gerettet.

Doch der griechische Begriff „Logos“ hat eine weitere Definition. Er wird auch als das „to hen“ – das Eine, Ursprüngliche, Unteilbare – bezeichnet. Alle Versuche im zweiten und dritten Jahrhundert, christliche Heilsgeschichte und den Logos-Begriff zu verbinden, scheitern. Die Einheit Gottes steht der biblischen Schilderung entgegen, Christus sei Gottes Sohn.

Da ist auch der Entwurf des Theologen Origenes (185 – 254) wenig hilfreich, der zwischen Gott und Christus so differenziert: Gott ist das höchste Sein – das „to hen“ –, Christus aber der Logos des Vaters. Der gerechte und rächende Gott verliert in dieser Abstraktion ebenso sein persönliches Gesicht wie der helfende und tröstende Christus. Nichtsdestoweniger ist ein intellektueller Kompromiss gefunden, den Origenes zu Lebzeiten immer wieder verteidigen muss: Die Wesenseinheit zwischen Gottvater und Gottsohn ist gerettet. Aber eben doch nicht so ganz: Der Sohn ist aus dem Vater hervorgegangen, ist sozusagen sein Geschöpf.

Der große Theologe spricht das freilich so deutlich nicht aus. Das tun aber nach seinem Tode seine Schüler und spalten sich in eine rechte und eine linke Richtung. Die rechte übernimmt die Vorstellung der Wesenseinheit, die linke die von der Geschöpflichkeit des Sohnes.

Zu dieser linken Richtung gehört Arius, ein Theologe in Alexandria. Wahrscheinlich stammt er aus Lybien. Seine philosophische und theologische Formung hat er in Antiochien erhalten, einem der wichtigsten theologischen Zentren.

Den Beginn des vierten Jahrhunderts erlebt er in Alexandrien, zunächst als Diakon, später als Pfarrer. Alexandrien ist Großstadt mit einer Million Einwohnern und hat zu dieser Zeit schon

mehrere Stadtkirchengemeinden. Arius ist an der Baukalis-Kirche tätig. Die Stadt ist Bischofssitz und hat Entsetzliches gesehen an Christenverfolgungen. Arius selbst hat die Angriffe des Kaisers Diokletian in Alexandrien miterlebt.

Die wenigen schriftlichen Zeugnisse über ihn schildern Arius als hageren Asketen mit höchster Bildung und gewinnender Verbindlichkeit. Er macht sich einen Namen als guter Prediger, und so nimmt er sich die Freiheit, besagte linke Schule des Origenes auch in den Predigten zu vertreten. Das lassen sich die Konservativen nicht bieten. Ausgerechnet von seinen Freunden wird er im Jahr 318 beim Bischof Alexander von Alexandrien angeschwärzt. Was ist geschehen?

Arius hat die intellektuelle Spannung zwischen Glauben und Denken, die ihm die Kirche zumutet, nicht ausgehalten. Als Vertreter der linken Seite des Origenismus betont er von der Kanzel – falls es damals schon so etwas gegeben hat –, dass Jesus Christus oder der göttliche Logos in seiner vorweltlichen Existenzweise von Gott-Vater erschaffen worden sei. Der erschaffene Logos in der Person Jesus Christus sei freilich von allen anderen Geschöpfen Gottes in höchster Potenz unterschieden und insofern ein einzigartiges Geschöpf Gottes, dem kein Mensch gleich kommt. Dieser göttliche Logos hat nach Arius alle möglichen Prädikate, nur eben nicht das der Göttlichkeit. Energisch lehnt Arius es ab, von einer Wesensgleichheit von Gott-Vater und Gott-Sohn zu sprechen, denn dann wäre die höchste Einheit dahin, die die Metaphysik im griechischen Denken fordert: „to Hen“, das Einzigartige.

Diese Theologie ist ein Schlag ins Gesicht einer anderen theologischen Richtung, der Melitianer nämlich. Bischof Melitius von Lykopolis in Oberägypten hatte sich während der diokletianischen Christenverfolgung um 305 eigenmächtig verwaiste Diözesen in Unterägypten zur oberhirtlichen Aufsicht angeeignet. Doch als der dortige Erzbischof namens Petrus aus seinem Exil zurückkommt, wird Melitius in Alexandria festgenommen und in ein Bergwerk deportiert, später sogar nach Palästina in die Verbannung geschickt. Melitius protestiert, als Petrus per Enzyklika ein Bußverfahren gegen ihn anordnet. Gemeinsam mit den sogenannten Konfessoren, einem konservativen Zirkel, gründet er daraufhin die „Kirche der Märtyrer“. Diese Kirche ist recht mächtig geworden: Im Jahr 325, als das Konzil zu Nicäa tagt, zählt man in Ägypten 29 melitianische und etwa 100 katholische Bischöfe. Melitius also war ein Vertreter des rechten Flügels der Origenisten und hat die Einheit von Gott-Vater und Gott-Sohn betont. Klar, dass die Epigonen des Melitius die Predigten des Arius voller Argwohn hören müssen.

Arius freilich hat gute Gründe, seine Botschaft von der Geschöpflichkeit Jesu zu sagen. Für ihn kommt es darauf an, dass auf jeden Fall die Einzigartigkeit und die Jenseitigkeit Gottes gewahrt wird. So heißt es in seinem Glaubensbekenntnis: „Wir bekennen Einen Gott, der allein ungezeugt ist, allein ewig, allein ohne Anfang, allein unsterblich, allein weise, allein gut, allein Herr, allein Richter aller.“ Vom griechischen Denken her ist das nur konsequent und intellektuell ehrlich. Denn würde man zugestehen, dass Jesus aus Gott hervorgegangen sei, dann wäre Gott ja veränderlich und stünde nicht mehr über der Zeit in der Ewigkeit. Aber Gott muss nun einmal aus metaphysischen Gründen ewig und unveränderbar sein, nur mit sich selbst und in sich wesenseins, und diese Göttlichkeit kann niemand anderem mitgeteilt werden. Deshalb muss alles, was außer Gott ist, geschaffen sein.

Diese Exaktheit des Denkens wird dem Arius zum Verhängnis: Im Jahr 319 wird er von einer Synode auf Betreiben von Alexander von Alexandrien exkommuniziert. Dieser Bischof ist nicht so sehr an theologischen Auseinandersetzungen interessiert als vielmehr an der Stabilisierung seiner Macht. So ist dieser Bischof, im Jahr 312 ernannt und im Jahr 328 gestorben, keinen Vermittlungsversuchen zugänglich, die beispielsweise das Konzil von Nicäa zwischen Arius und Melitius unternimmt.

Nun organisiert Arius nach seiner Exkommunikation mit Briefen und auf Reisen den Widerstand der linken Origenisten. Sie erklären sich auf verschiedenen Synoden für ihn. Einen gewichtigen Fürsprecher findet Arius in Bischof Eusebius von Nikomedien, und so kommt der Streit im Jahr 324 erneut auf Synoden in Alexandrien und Antiochien zur Sprache.

Aber das Gewicht der Fürsprecher reicht nicht aus, als im Sommer des Jahres 325 in Nicäa die erste Reichssynode zusammentritt. Diese Synode wird eigens wegen des Arianischen Streites einberufen, freilich nicht ohne politischen Hintergrund: Der christenfreundliche Kaiser Konstantin will die gerade gewonnene Einheit des Reiches nicht durch diesen Theologenstreit gefährden lassen. So hat denn Konstantin selbst diese Synode einberufen und wirkt an ihren Beschlüssen und Beratungen höchstpersönlich mit.

Die Lage Nicäas ganz in der Nähe von Byzanz ermöglicht zahlreichen Besuch der Synode. Man bestätigt den Vorentscheid gegen Arius, der in Antiochien gefasst worden ist, und jetzt passiert erstmals, was der Kirche in ihrer künftigen Geschichte noch häufiger widerfahren soll: Der Kaiser greift selbst in die Glaubensdiskussion ein und bringt in die vorgelegte Nicäische Glaubensformel den Begriff „Homousios“ ein: Obwohl dieses griechische Wort – auf deutsch: wesenseins – für die Origenisten ein Schlag ins Gesicht ist, unterzeichnen es alle Teilnehmer der Synode bis auf zwei. Die Synode beschließt zudem, dass die Melitianer gnädig behandelt werden sollen. Sie legt übrigens außerdem die Berechnung des Ostertermins fest und sichert mit einer Kirchenverfassung die Vorrechte der Bischöfe von Alexandria, Rom, Antiochia und Jerusalem. Im übrigen wird ein verbindliches Glaubensbekenntnis formuliert, das bis heute manchmal in Gottesdiensten gesprochen wird. Hier der Wortlaut:

Ich glaube an den Einen Gott, den Vater, den Allmächtigen,  
Schöpfer Himmels und der Erden,  
All des, das sichtbar ist und unsichtbar.  
Und an den Einen Herren Jesum Christum,  
Gottes eigenen Sohn,  
Der vom Vater geboren ist vor aller Zeit und Welt,  
Gott von Gott,  
Licht vom Licht,  
Wahrhaftigen Gott vom Wahrhaftigen Gott,  
Geboren, nicht geschaffen,  
Mit dem Vater eines Wesens,  
Durch welchen alles geschaffen ist,  
Welcher um uns Menschen und um unsrer Seligkeit willen vom Himmel gekommen ist,  
Und ist leibhaft worden durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria,  
Und Mensch geworden,  
Auch für uns gekreuzigt unter Pontio Pilato,  
Gelitten und begraben,  
Und am dritten Tage auferstanden nach der Schrift,  
Und ist aufgefahren gen Himmel  
Und sitzt zur Rechten des Vaters  
Und wird wiederkommen in Herrlichkeit,  
Zu richten die Lebendigen und die Toten.  
Des Reich wird sein ohn Ende.  
Und an den Heiligen Geist, der da ist Herr und machet lebendig,  
Der von dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und zugleich geehrt wird,  
Der durch die Propheten geredet hat.

Und die Eine, Heilige, Allgemeine, Apostolische Kirche.  
Ich bekenne die Eine Taufe zur Vergebung der Sünden  
Und warte auf die Auferstehung der Toten  
Und das Leben der zukünftigen Welt. Amen.

Hier ist überdeutlich ausgedrückt, worum es den Gegnern des Arius geht, und deshalb hat der zweite Artikel des Bekenntnisses, in dem der Glaube an Christus beschrieben wird, einen größeren Umfang als im späteren Apostolischen Glaubensbekenntnis, dem das altrömische Bekenntnis aus der Zeit um 140 zugrunde liegt. Darin heißt es über Christus lediglich im zweiten Artikel:

„Und an Christum Jesum,  
Seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn,  
Der geboren ist aus dem Heiligen Geist und Maria, der Jungfrau,  
Der unter Pontius Pilatus gekreuzigt und begraben ist,  
Am dritten Tage auferstanden von den Toten,  
Aufgefahren gen Himmel,  
Sitzend zur Rechten des Vaters,  
Von wo er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten.“

Das Nicänische Glaubensbekenntnis ist also ein voller Sieg für Alexander von Alexandrien und für Athanasius, den Metropolit von Alexandrien: Nach ihrer christlichen Heilslehre ist klar, dass um der physischen Erlösung willen, der Erlösung vom Leide dieses Todes, die volle Gleichheit und Einheit von Gottvater und Gottsohn erforderlich ist. Der Mensch muss aber auch von jenen Mächten des Verderbens befreit werden, die ihn knechten, und der Sieg über sie, die Dämonen und den Teufel, den Jesus durch sein Leben und Sterben erringt, setzt dessen volle Gottheit voraus. So und nur so ist Christus der göttliche Retter.

Der Kompromiss von Nicäa hat nicht lange gehalten. Aber man hat gelernt, ihn umzudeuten. Er ist angelegt auf die Einheit in der Dreiheit von Vater, Sohn und Geist. Schon zwei Generationen nach Nicäa betonten Theologen nun aber anders herum die Dreiheit in der Einheit und retten so auf ihre Weise die christliche Theologie für das griechische Denken, indem sie den stufenweisen Abstieg Gottes in die Welt betonten: Gott-Vater im Himmel, Gott-Sohn als Mittler, Heiliger Geist als Wirken Gottes auf Erden.

Die verfasste Kirche hat mit ihrem Konzil zu Nicäa dem Arius eine klare Absage erteilt, und weil er nicht einlenken will, exkommuniziert sie ihn. Als er im Jahre 327 rehabilitiert werden soll, verweigern ihm Alexander von Alexandrien und Athanasius die Wiederaufnahme. Kaiser Konstantin verurteilt Arius höchst selbst noch einmal im Jahr 333, doch diese Verurteilung wird im Jahr 335 durch die Synode von Jerusalem rückgängig gemacht. Nur wenig später stirbt er.

„Fides quaerens intellectus“ – der Glaube befragt den Verstand. Arius hat eine Antwort auf die Frage der Stellung Jesu zu Gott gefunden, die intellektuell sauber ist – nach den Maßstäben des griechischen Denkens. Aber die Kirche hat diese Antwort nicht akzeptieren können.

Wir können heute diesen heftigen Streit um das Verhältnis zwischen Gott-Vater und Gott-Sohn kaum nachvollziehen. Wenn Arius gewonnen hätte, dann wäre Jesus Christus freilich zu einer Art Gott zweiter Klasse, zu einem Halbgott degradiert worden. Dann hätte auch die Qualität seiner Offenbarung hinterfragt werden müssen. Schließlich waren ja auch die Nachrichten des griechischen Götterboten Hermes nicht immer ganz wahr und ganz echt!

Christus selbst in seinem qualitativen Abstand zu Gott hätte zudem die Vollmacht seiner Erlösungsbotschaft eingebüßt, denn Arius hat ehrlicher Weise die Konsequenz aus seiner Rede gezogen, dass Jesus nicht in voller Gemeinschaft mit Gott gewesen sei, sondern nur die größte und nächste Gemeinschaft mit ihm haben konnte, die für ein geschaffenes Wesen möglich ist.

Wenn sich die Theologen im vierten Jahrhundert geraume Zeit über Wesenseinheit oder -gleichheit zwischen Gott-Vater und göttlichem Logos streiten, dann ist das mehr als eine spekulative Spiegelfechterei über metaphysische Fragen. Nein, es geht viel mehr um die Echtheit der Offenbarung Gottes in Christus, wie sie das Neue Testament schildert. Damit geht es zugleich um den Charakter des Christentums als Erlösungsreligion: Aus welcher Vollmacht wird hier Vergebung der Sünden zugesprochen, aus welcher Quelle die Hoffnung auf ewiges Leben genährt?

In der Problemstellung des Arius kündigt sich aber eine weitere Frage an, die in der späteren Kirchen- und Theologiegeschichte immer wieder gestellt wird: Wie weit tritt die Kirche mit dem, was sie über Christus sagt, Gott selbst zu nahe? Denn auch für Kirche und Theologen ist Christus nur im Jetzt und Hier erfahr- und erfassbar. Schreibt man aber Gott eine unendliche Verschiedenheit vom Jetzt und Hier zu, dann ist eine Differenzierung zwischen ihm und Christus vertretbar und nötig, wie sie Arius in den Raum gestellt hat. Gott rückt dann in die unendliche Ferne der Ewigkeit, doch sein Sohn als Geschöpf ist dem Jetzt und Hier, somit der Erfahrbarkeit zugeordnet.

Es ist schade: Die Schriften des Arius – seine „Thaleia“, eine Mischung aus Poesie und Prosa, sowie Briefe – sind nur fragmentarisch erhalten. Das Schicksal des Arius zeigt, dass die Kirche, kaum Reichskirche geworden, schon Probleme mit theologischer und kirchenpolitischer Einigung hat. Ihre Vertreter merken kaum, dass die Kirche durch Kaiser Konstantin instrumentalisiert wird – zur Einigung des Reiches. Durch das Wischi-Waschi-Wort „Homousios“ verordnet er einen Kompromiss – und damit Ruhe! Wer dagegen ist, fliegt raus aus dieser Kaiserkirche – wie Arius. Wie aber auch sein radikaler Gegenspieler Athanasius von Alexandrien. Denn der durchschaut Konstantins Wünsche und versucht, die Macht des alexandrinischen Patriarchats zu sichern – mit denselben, freilich viel ausgefeilteren Mitteln als Konstantin. Das Konzil von Tyrus verurteilt ihn im Jahr 335 zur Verbannung in Trier. In demselben Jahr stirbt Arius. Als Athanasius zurückkehrt, wird er mit militärischer Hilfe des Kaisers aus Alexandrien vertrieben, und mit diesem Schritt entstehen neue Fronten, der sogenannte radikale Neuarrianismus.

Erst nach Konstantins Tod bringt sein Nachfolger Julian einen Burgfrieden zwischen den zerstrittenen Gegnern des Arianismus zustande. Auf der Synode von Alexandria im Jahr 362 soll eine neue Einigung proklamiert werden, doch sie kommt nicht zustande. Erst mit dem Regierungsantritt von Theodosius im Jahr 379 wird der Streit beigelegt. Ein Edikt im Jahr 380 erhebt das Nicänische Glaubensbekenntnis unter Ablehnung aller arianischen oder halbarianischen Formeln zur Norm der Reichsreligion, verweist dabei zugleich auf Rom und Alexandrien als Garanten der Orthodoxie.

Das wird auch allerhöchste Zeit für eine Kirche, deren Riss zwischen Arianern und römischen Christen sich immer weiter auftut. Denn längst sind die arianischen Gedanken über Afrika hinausgewachsen und sogar nach Germanien gelangt. Dort lassen sich seit dem vierten Jahrhundert christliche Spuren verfolgen. Märtyrertradition besteht in Köln, Trier und Bonn. Von einer Doppelkirchenanlage in Trier berichtet Athanasius, der ja dorthin verbannt worden war, und aus Köln nimmt Bischof Maternus im Jahr 313 an der Synode von Rom und 314 an der Synode von Arles teil. Die Trierer Erzbischöfe Agroecius, Maximius und Paulinus, die im vierten Jahrhundert wirken, gelten als Gegner der Arianer, deren Mission im fünften Jahrhundert von den Goten aus

das südliche Germanien erreicht hat. Im Jahr 343 ist ein Bischof in Straßburg, im Jahr 346 sind Bischöfe in Worms und Speyer bezeugt.

Die Goten sind ein Volk für sich – im wahrsten Sinne des Wortes. Das Christentum ist unter dem Teil des Volkes, der auf der Krim lebt, im Jahr 325 schon weit verbreitet. Auf dem Konzil zu Nicäa unterschreibt ein Bischof von Gothien – wahrscheinlich Bischof Goddas – die einigende Glaubensformel. Aber Bischof Wulfila (311 – 383) trägt arianische Gedanken in die Schar seiner Gläubigen.

Wulfila ist Lektor einer gotischen Christengemeinde, kommt um 337 mit einer Gesandtschaft nach Konstantinopel und wird dort von Eusebius von Nikomedien zum Missionsbischof bei den Goten geweiht. Sieben Jahre wirkt er nördlich der Donau, wird dann mit seiner Gemeinde vertrieben und findet Aufnahme im Balkengebirge, wo er noch über 30 Jahre als Bischof und Primas, also geistlicher und weltlicher Herrscher, amtiert. Von dort aus wirkt er auch auf die Goten jenseits der Reichsgrenzen ein, also auf Germanien. Sein eigenes, von einem Schüler überliefertes Glaubensbekenntnis weist ihn klar als Arianer aus. Wichtiger als dieses Bekenntnis ist der Nachwelt freilich seine Bibelübersetzung ins Gotische geworden.

Wulfila hat guten Grund zu einem Flirt mit arianischem Denken: Die Germanen, zu denen die Goten gezählt werden, kennen in ihrer Götterwelt sozusagen einen Chef und viele Untergebene. Eine Dreieinigkeit zu denken, ist ihnen viel zu kompliziert. Da ist es viel einleuchtender, wenn irgendwo ein richtiger Gott sitzt, der seinen Sohn als eine Art König in die Welt sendet, und diesem König – so die Germanen – sei zu folgen, wie der Ritter oder Knappe seinem Herrn folgt.

Der Arianismus unter den Goten hat jedoch keine Chance: Als Theodosius der Große (379 – 396) römischer Kaiser wird, muss er auf Glaubenseinheit drängen. Nach wechselvollen Kämpfen mit den Goten kommt es im Jahr 389 zum Frieden, der in der Konzession eines fast autonomen Gotenstaates auf Reichsgebiet gipfelt. In diesem Zuge vollzieht der Kaiser die längst überfällige Restauration der nicänischen Orthodoxie durch sein Edikt aus dem Jahr 380. De facto ist damit das Credo von Nicäa zur Staatsreligion erhoben, da der Kaiser zugleich in aller Schärfe gegen das Heidentum vorgeht und die Häretiker auch bürgerlich disqualifiziert.

Das gedankliche Experiment des Arius verläuft im Getriebe der Geschichte, und doch hat es etwas Faszinierendes: Dieser Denker versucht, den Menschen einen Weg zu Gott zu zeigen, der immer ungewiss bleibt, sich aber in den Koordinaten menschlicher Verstehbarkeit bewegt. Das ist ihm schlecht bekommen. Für sich selbst freilich hat Arius zu jeder Zeit in Anspruch genommen, ein Christ zu sein, doch um seiner Überzeugung willen brach nicht er mit der Kirche, sondern die Kirche mit ihm.

Die Hierarchie hat in Arius eines ihrer ersten Opfer gefunden. Im Lauf der Kirchengeschichte wird sie weitere fordern – um der Einheit willen. Immerhin hat Arius die Kirche gezwungen, ihr eigenes Bekenntnis eindeutig zu formulieren. So ist es merkwürdig: Von den Werken des Arius ist kaum etwas erhalten, aber die Reaktionen auf seine Gedanken sind bis heute im liturgischen Teil eines jeden Kirchengesangbuches nachzulesen: das nicänische Glaubensbekenntnis, konkreter und pointierter als das spätere apostolische Credo.

Die Leistung des Arius lässt sich nicht würdigen, ohne die problemgeschichtlichen Folgen zu bedenken: Die gesamte Scholastik hat die Trinitätslehre ventiliert, ist dabei teilweise zu ganz ähnlichen Ergebnissen gekommen wie Arius. Arius hat jedoch auch die Koordinaten geliefert für einen der schönsten Entwürfe mittelalterlicher Theologie, nämlich die Vision des Meister Eckehart (1260 – 1328), der ein ganz ähnliches Schicksal erleben sollte wie Arius.

